



# Herbscht

Bei der Weinlese kann man viel lernen. Deutsch zum Beispiel. Die Liebe zum Eintopf. Und Zusammenhalt. Stephanie Doetzer hat mitgemacht.

Sucht Sie für sich oder für jemand anders?, fragt die Hofbesitzerin und mustert mich von oben bis unten.

Mir hñ so Erntehelfer aus Polen und Rumänien.

Okay, es stimmt: Ich hab nicht das übliche Profil. Ich spreche fließend Deutsch und komme nicht aus Polen. Und ja, ich sitze sonst meistens am Schreibtisch.

Aber da will ich gerade nicht sitzen. Das Schreiben geht nicht voran, ich surfe bloß sinnlos durchs Netz und nenne das Ganze „Recherche“. Schluss damit. Ich will strukturierte Tage und keine Zeit zum Nachdenken. Außerdem ist es mein erster September in Südbaden. Ein Monat als Erntehelferin weiß also Integrationsprogramm und Work-out in einem. Und Antidepressivum irgendwie auch, aber das sage ich nicht.

Lugge mer mol, sagt die Hofbesitzerin und schreibt sich immerhin meine Nummer auf.

Und tatsächlich, am Samstagmorgen kommt ein Anruf. Ich könnt Ihnen einen Job anbieten, sagt eine Stimme. Angemeldet. Und Sie täten auch auf Ihre 40 Wochenstunden kommen.

Und was war mein Job? Erschtmol einfach herbschde. Und dann lugge mer mol.

Vorsichtshalber schau ich im Internet nach, was das ist: Herbscht. Wikipedia weiß es. Das alte Wort für die Weinlese, in Baden und der Pfalz ist es noch in Gebrauch.

Zwei Tage später stehe ich morgens um Viertel nach sieben auf dem Hof. Auf einer Bank sitzen mit dampfenden Kaffeetassen meine neuen Kollegen: Narcis aus Rumänien, Daniel und seine Frau Elena, beide ebenfalls aus Rumänien, und Maria aus Polen. Wir drücken uns in einen Dacia und fahren in die Reben. Dort schnappt sich jeder eine Rebschere und ein paar Eimer. Daniel fährt mit einem schmalen Traktor und drei großen, grünen Bütten zwischen die Reben, wir verteilen uns in den Reihen um ihn herum.

Um Punkt halb acht legen wir los. Schnipp, schnitt, schnipp. Und dann ein tiefes Pflobb. Die Trauben landen im Eimer, er füllt sich in rasanter Geschwindigkeit. Wenn er voll ist: rüber zu Daniels Reihe, er leert die Eimer in die Bütten und kückt ein, zwei leere Eimer in meine Richtung. Neuen Eimer packen, zack, rüber an die Reben, weiter schneiden, schnipp, schnitt, schnipp. Sonst kaum ein Laut. Eine alte Winzerin kommt vorbei. Schaut mich aufmunternd an und meint: Es isch e guets Jahr zum erschde mol herbschde! In anderen Jahren hätte man mit zwei Eimern geerntet, einer für die guten Trauben, der andere für die faulen. Dieses Jahr aber ist der Ausschuss gering. Ja, das erkennt auch mein ungebühtes Auge: Die Trauben sind top.

Alles andere braucht ein bisschen Übung. Wintertrollen weglassen zum Beispiel. Des sen die unriife Trube, die an de Geiztrieb wachse, erklärt mir die Winzerin. Wenn ich mir nicht sicher sei, dann solle ich probieren. Wenn's nicht schmeckt, dann ist's auch nichts für den Wein.

Ich lerne. Eine Menge neuer Wörter auch, schon in den ersten Stunden: Refraktometer – das ist das Ding, mit dem man die gelösten Stoffe, darunter vor allem den Zucker, im Traubensaft misst. Oder Oechsle-Skala – das Maß für den Zuckergehalt. Bei über 85 Grad Oechsle bekommt der Winzer von der Genossenschaft einen Zuschlag, weil die Trauben dann süß genug sind für „Prädikat Spätlese“. Schnipp, schnitt, schnipp. Pflobb. Ich glaube, ich mag das. Ich mag den Rhythmus.

Nur mein Rücken mag ihn nicht. Nach der ersten Dreiviertelstunde spüre ich dumpfen Druck im Kreuz. Es liegt noch ein ganzer Tag vor dir, denke ich. Und noch mindestens ein ganzer Monat. Egal.

Weinlese ist Teamarbeit. Jeder hat seine Reihe, aber alle müssen ungefähr auf der gleichen Höhe sein, sonst klappt die Eimerübergabe nicht mehr reibungslos. Wenn einer zurückfällt, springt wortlos der ein, der einen Vorsprung hatte. Keiner darf den andern übertreffen, alle müssen zusammenarbeiten. Aber dann ist er plötzlich da: mein Ehrgeiz, mein Kampfgeist. Wenn Elena mir zur Hilfe kommt, weil ich hinterherhänge, dann empfinde ich das als persönliche Niederlage. Ich schneide, schneide, schneide, so schnell ich nur kann. Mit glühendem Eifer und zusammengepressten Lippen.

Gegen halb zehn gesellt sich der Bauer zu uns. Er schnippelt in aller Seelenruhe und startet ein Gespräch über die deutsche Flüchtlingspolitik. Hm, sage ich, ist ein weites Feld. Und dann über Medien und Russland und Syrien. Nicht jetzt, denke ich, bitte nicht jetzt. Irgendwann beim Wort Putin schneide ich mir in den Finger. Aber so richtig. Maria kommt mit einem Taschentuch, Elena leiht mir einen Haargummi zum Rumwickeln. Das Taschentuch ist schneller rot als mein Eimer voll. Scheiße. Egal, nicht die zimperliche Städterin sein, bloß das nicht. Und, verdammt noch mal,

auch nicht die verwegene Rekordhalterin. Nach einer weiteren Stunde bin ich verdreht und zerzaust, aber den Dreh hab ich raus. Und dann entsteht etwas, womit ich nicht gerechnet hatte: ein Team. Ich spreche von „wir“ und meine die, die ich am Abend vorher noch nicht kannte.

Nach Feierabend: Duschen. Teetrinken. Bissen was essen. Ab ins Bett. Zweiter Tag. Wir bekommen noch einen neuen Kollegen, Edwin aus Nigeria. Vor neun Monaten als Flüchtling nach Deutschland gekommen, neun Monate Warteschleife, gestern aber hat er seine Arbeitserlaubnis bekommen, und jetzt erntet er mit, im nicht sehr nigerianischen Nieselregen.

Es isch kei guets Wetter für die Trube, sagt der Bauer. Nach zwei Stunden Herbstschick er uns von den Reben zu den Äpfeln. Das ist gut, denke ich, das gebeugte Stehen in den Reben reicht mir, beim Äpfelernten, so vermute ich, muss man sich strecken. Man muss sich tatsächlich manchmal strecken. Allerdings mit einer Erntetasche vor dem Oberbauch, in die locker zwanzig Kilo passen. Und mit eben jener Tasche vorm Bauch muss man sich auch bücken und dann die Taschen zu Holzkisten bringen, die auf dem Anhänger am Ende der Reihe ... ahhhhh.

Nach anderthalb Stunden sehe ich mich in die Reben. Ist normal, sagt Elena. Erste Tag. Zweite Tag. Dann ok. Der Nachmittag geht besser als erwartet. Weil Edwin nigerianische Lieder summt, Daniel Fragen zur deutschen Grammatik stellt, vor allem aber wegen Maria.

Maria kommt seit sieben Jahren nach Deutschland. Jedes Jahr von Mitte Januar bis Ende Oktober. Je nach Monat ar-

beitet sie als Altenpflegerin, Bedienung oder eben Erntehelferin.

Welche Arbeit machst du am liebsten? frage ich sie.

Ich liebe alles, sagt Maria.

Wäre ihr Deutsch besser, dann würde sie wahrscheinlich sagen: Mir macht das alles Spaß. Oder: Ich mag alle gern. Die Intensität des deutschen „Liebens“ ist ihr, glaube ich, nicht klar. Und trotzdem stimmt der Satz. Maria ist einer dieser Menschen, die einen Raum lebendiger machen, sobald sie ihn betreten. Sogar eine Apfelsaftabfüllhalle.

Maria ist mein Vorbild in diesen Wochen. Und ich bin ihr Azubi und nebenbei ihre Deutschlehrerin. Sie will, dass ich beim Ernten Fehler korrigiere und neue Wörter einführe. Sonst würden sie nie was lernen, weil beim Herbstschick die Polen Rumänisch und die Rumänen Polnisch lernen, aber fast keiner jemals richtig Deutsch. Überhaupt sei ich die erste Deutsche. Verwandte der Winzer würden ab und zu mithelfen. Aber eine Deutsche, die weder Nichte noch Cousine ist, sondern auch bloß Angestellte, das wäre ihr in sieben Erntesaisons noch nicht begegnet. Gut du da!, sagt auch Daniel. Wir Deutsch reden! Nix Rumänisch! Wir fragen, du antworten.

Dann beginnt ein Frage-Antwort-Spiel, das Wortschatz und Grammatik erweitern soll.

In Kiste Apfel ist? In Apfel Wurm ist? Daniel und Elena fragen immer abwechselnd. Und: In Nigeria Sahara ist? Die erste Lektion liegt auf der Hand: Ich führe den Ausdruck „es gibt“ beziehungsweise „es gibt nicht“ ein, und zwei, drei Apfelkisten später hat sich Daniels

Satzbau deutlich verbessert. Außerdem wissen jetzt alle, dass es einen Unterschied zwischen „flicken“ und „pflücken“ gibt. Also alle außer Narcis. Der kennt bisher höchstens zehn deutsche Wörter und hält sich schweigend im Hintergrund. Wovon er aber viel mehr kennt als der Durchschnittsdeutsche, das sind Apfelsorten. Eben nicht nur Elstar und Gala, auch Pinova und die Goldparmäne, „Gold Pamela“ laut Daniel.

Um halb sieben kommen wir zurück zum Hof, ich steige mit schweren Beinen ins Auto und sinke auf den Fahrersitz. Daheim bin ich dann selber baff: Ich lasse mich nicht aufs Sofa fallen, nein, ich fange an zu putzen. Ich koche sogar noch was Vernünftiges. Dann aber, um Viertel nach neun, falle ich ins Bett. Und bin wach, eine Minute bevor um sechs der Wecker klingelt.

Repede!, ruft Elena. Repede! Repede! Wir sind zehn Minuten vor der Mittagspause und haben noch zwei Reihen Jonagold vor uns. Alle haben Hunger, richtigen Erntehelferhunger. Pünktlich schaffen wir's nicht mehr, aber vielleicht bis Viertel nach eins? Szybko! Schneller! Szybko!, ruft jetzt auch Maria. Daniel und Narcis spurten von Baum zu Baum, schleppen riesige Apfelstapel, ich krabbele zwischen den Bäumen auf dem Boden und sammele Fallobst. Eigentlich wäre ich der Typ, der irgendwann zu bummeln beginnt. Aber hier geht das nicht. Die rumänisch-polnische Arbeitsmoral ist solcher Art, dass keiner jammert und keiner unbeliebte Arbeit auf den anderen schiebt. Ist das immer so? Keine Ahnung. Aber weil es keiner tut, tu ich es auch nicht.

Überhaupt herrschen unter uns ausgesprochen höfliche Umgangsformen. Oder besser gesagt: unausgesprochen höfliche. Einmal, als ich mich und eine Tasche mit schweren Schritten zum Traktor schlepe und mir den Rücken reibe, spüre ich Narcis' Hand auf meiner Schulter. Wir haben so wenig Worte gemeinsam, dass wir die, die wir haben, zelebrieren. Wenn einer niest, ruft der Rest der Mannschaft in allen Sprachen: Gesundheit! Nastrovje! No-roo! Und der, der geniest hat: Multumesc! Dzikuje! Danke schön!

Endlich, um zwanzig nach eins, rufen Narcis und Maria: Finito! Mangiaaare! Das sagen wir auf Italienisch, keine Ahnung, warum. Dann tuckern wir zum Hof, wo jeder sein Mittagessen auspackt und Elena die Reste vom Vorabend aufwärmt und allen abgibt. Ich esse selten Fleisch, aber nach dem Ernten braucht man keine Rohkostplatte, sondern rumänische Eintöpfe von Elena.

Die Pausen sind kurz. In einer knappen Viertelstunde haben alle gegessen, Narcis fängt an zu spülen, Edwin schreibt Whatsapps nach Nigeria, und Daniel und Elena checken auf Facebook, was zu Hause läuft. In Rumänien haben sie eine kleine Landwirtschaft – und fünf Kinder. Der jüngste Sohn ist gerade vier, die älteste Tochter sechzehn. In deren Händen liegt drei Monate lang alles. Der Haushalt, die Hausaufgabenbetreuung, das Gemüse im Garten. Wenn die jüngeren Geschwister nicht hören wollen, meldet sie sich in der Mittagspause über Skype – und die Eltern schicken Standpauken via Webcam, der kleinste Sohn heult, die Tochter tröstet, dann ist die Pause vorbei.

In meiner Unwissenheit – oder war es Überheblichkeit? – der ersten Tage hatte ich gedacht, dass man beim Apfelpflücken nichts falsch machen kann. Doch ein schlechter Apfelpflücker reißt den Apfel vom Baum und verliert dabei den Stiel, der den Apfel erst zum schönen Apfel macht. Oder er zerrt an einem von zwei paarig gewachsenen Äpfeln, der eine landet in seiner Hand, der andere auf dem Boden. Ein einmal gefallener Apfel kommt für den Verkauf nicht mehr in Frage.

Aus Fallobst wird allenfalls Apfelsaft. Deshalb lautet Daniels Leitspruch: Apfel iste nicht Kartoffel. Er wiederholt das jedes Mal, wenn entweder Edwin oder ich die Äpfel zu schnell aus der Tasche in die Kiste kullern lassen. Man darf eben nicht einfach ausleeren, geschweige denn schütten. Lautlos sollten sie in der Kiste landen, und am besten in einer gleichmäßigen Schicht, so dass ein einziger Kontrollblick erlaubt, Äpfel mit Wurmlöcher oder Sonnenbrand noch in die Saffkiste umzosortieren.

Daniel hat eine ihm eigene Sorgfalt, die in seltener Kombination auftritt mit der Kraft eines Stieres. Er ist schmal, fast hager, mit ausgezehrten Gesichtszügen und einem tränenden Auge. Er klettert auf Bäume, so schnell, dass ich nie mitbekomme, wie er vom Boden bis in den Wipfel gekommen ist. Er schleppt Eimer voll Trauben, den ganzen Tag, hangaufwärts, hangabwärts, neun, zehn Stunden lang, immer dann, wenn er nicht gerade Apfeltaschen stemmt.

Früher war er Bäcker, aber in Rumänien findet er keine Arbeit. Warum? Einfach weil es keine Stellen gibt? Das auch, aber es gibt noch einen anderen Grund. Daniel Auge, erklärt mir Elena, Auge wie Flasche. Da erst verstehe ich: Sein rechtes Auge, das ich für tränend gehalten hatte, ist ein Glasauge. In Rumänien – Problem, in Deutschland – kein Problem, sagt Elena. Weil Chef und Chefi-na sehr gut.

Seit sechs Jahren kommen die beiden nach Deutschland. Daniel bleibt jedes Jahr von Mai bis November, Elena kommt für die Erntezeit dazu. Das Gehalt muss dann reichen für den Rest des Jahres und für die ganze Familie. Für ein Auto langt es nicht, aber irgendwann eines kaufen zu können ist das große Ziel.

Edwin sagt, er habe ein Auto. Allerdings in Nigeria. Ein Auto, ein Haus, eigentlich alles. Everything, but no security. Er ist auch der einzige, der mit schicken Klamotten in die Reben steht. Mit schwarzer Lederjacke statt verdreckten Steppwesten. In Nigeria, sagt er, da habe er sich als Jugendlicher geweidert, irgendwas auf der Farm seiner Eltern zu helfen. Alles, nur nicht Landwirtschaft wollte er machen. Jetzt hat die Landwirtschaft ihn eingeholt, ausgerechnet in Deutschland.

Edwin erntet mit Kirchenliedern auf den Lippen, aber nie mit dem Eifer von Daniel und Narcis. Er pflückt und schneidet, seine Taschen sind fast voll, aber nicht übervoll, und in den Reben überspringt er manchmal ein, zwei Trauben. Einmal wird er von einem alten Winzer zusammengeschissen, so übel, dass ich froh bin, dass der Deutschkurs bei ihm noch kaum Früchte getragen hat.

Wer het do g'herbschdet?, brüllt der Winzer. Ich will wisse, wer des war! Wir schweigen und verdrehen die Augen. Da

ist er, unser Mannschaftsgeist. Keiner verpetzt einen anderen, unter keinen Umständen, obwohl Maria und Elena sich kürzlich flüsternd über Flüchtlinge unterhalten haben. Sie befürchten, dass angesichts von einigen hunderttausend neuen Arbeitskräften im Land die Zeit der Saisonarbeiter bald zu Ende gehen könnte. Derzeit sind es noch 330 000 Osteuropäer, darunter geschätzte 170 000 Rumänen, die jedes Jahr im Sommer nach Deutschland kommen. Aber Konkurrenz kommt nicht nur durch Flüchtlinge. Konkurrenz kommt vor allem durch Technik. Bis vor ein paar Jahren war die maschinelle Weinlese großen Weingütern vorbehalten. Mittlerweile ernten auch zwei Drittel der Miniwinzer im Markgräflerland mehr mit Maschine als mit der Hand.

Als der Wetterbericht Regen ankündigt und die Zeit drängt, werden auch wir von der Maschine ersetzt, für einen Vormittag hat unser Chef sie ausgeliehen, inklusive Fahrer. Scheiße Maschine, sagt Daniel. Ein rotes, gut vier Meter hohes Ungetüm walzt uns auf dem Feldweg entgegen. Wir schauen schweigend zu, mit einem plötzlichen Gefühl der Bedeutungslosigkeit. Es sind die letzten Jahre, denke ich mit einem Pathos, das einen in den Weinbergen schneller ergreift als anderswo. Wir machen etwas, was Menschen in ein paar Jahren kaum mehr machen werden. Bald ist Schluss mit den rumänisch-polnisch-nigerianischen Ernteteams. Syrisch-irakisch-afghanische wird es vermutlich gar nicht erst geben.

Die Maschine ist mittlerweile vier, fünf Reihen weiter, wir starren immer noch hinterher.

Wie heißt das Ding?, frage ich.

Folländer, sagt Daniel.

Vielleicht Vollender? Hm. Klingt nicht nach landwirtschaftlichem Vokabular, aber was weiß ich schon vom Winzer-Wortschatz.

Kann das sein, dass wir den Maschinen die schönsten Arbeiten überlassen?, frage ich mich. Dass wir genau das nicht mehr tun, was uns guttun würde? Oder ist das bloß mein Landlust-Kitsch? Eine Wahnsinnsschinderei ist das Herbstes auch, keine Frage. Es isch oft wirklich zviel, für meinen Rücken sowieso. Aber es isch au saugut.

Am nächsten Morgen ernten wir Birnen, die in der Sonne so gelb leuchten, dass ich mir vorstelle, ich sei zur Zitronenernte in Italien. Während wir pflücken – wobei die andern immer noch „flicken“ sagen –, üben wir den deutschen Plural. Ein Apfel. Zwei Äpfel. Eine Birne. Zwei Birnen. Aber: Ein Käfer. Zwei Käfer.

Nach ein paar Stunden kommt, wenn man Glück hat, gedankliche Ruhe auf. Maria sagt, sie denke dann nur noch an die nächste Birne, sonst an gar nichts. Ich denke an alles mögliche. An Herrn von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland und an den Deutschunterricht in der Unterstufe. An meine Faulheit im Vergleich zu Elena und daran, dass ich am Schreibtisch in all den Jahren nichts gelernt habe, was mir die Lebensfreude einer Maria beschert. Aber vielleicht ist es noch nicht zu spät. Daniel singt zwischen den Zweigen „Lasciate mi cantaaare!“, und ich habe zumindest eine Ahnung, wie das Leben nach der Ernte weitergehen kann.

Auf dem Feldweg weiter unten rattert das rote Riesengefährte vorbei.

Heißt das echt Vollender?, frage ich.

Die Frage entfacht eine Debatte. Ja, ja, Vollender, sagen die Rumänen. Maria, die Polin, sagt: Nein! Nein! Holländer heißt das, alle Winzer sprächen vom Holländer.

Am nächsten Morgen erinnert wenig an Italien. Wolkenloser Himmel zwar, aber die Luft ist klirrend kalt. Die anderen haben an lange Unterhosen und Handschuhe gedacht, ich bibbere in Jeans, die sich bis zu den Knien mit dem Tau der Wiese vollsaugen. Die Äpfel fühlen sich an wie tiefgefroren, der Reif sticht in den Fingern. Wir sind langsam, viel langsamer als sonst. Um kurz nach neun steigt die Sonne über die ersten Steppwaldhügel. Wir strecken unsere eiskalten Finger nach oben, zu den obersten Äpfeln und zu den Sonnenstrahlen. Manchmal gelingt es für einen Moment, einen Hauch von Sonne zu erhaschen.

In der Mittagspause kommt die Bäuerin zu uns.

Morge isch des letzte Mol Herbschde, sagt sie.

Was? Jetzt schon?, sage ich.

Dies Jahr immer so früh dra wie nie, sagt die Hofbesitzerin. Ein paar Reihen Spätburgunder, dann isch fertig. Und du? Bisch au fertig?

Mir tut alles weh, sage ich. Aber sonst geht's mir gut.

Ja, so sei das mit dem Ernten, sagt sie. Es isch schlecht für die Rücke, aber gut für die Seele.

Abends hat sich das Rätsel dann auch noch geklärt: Das Gefährt ist weder ein Holländer noch ein Vollender. Es ist einfach ein Vollernter. Und sein Name verrät seinen Schwachpunkt: Er erntet eben alles. Er rüttelt die Reben, bis die Trauben fallen, und er probiert nicht, wie's schmeckt. Er hat keine Ahnung von Wintertrollen und Geiztrieben. Er schneift alles zusammen und macht keinen Unterschied. Wir schon.

Foto Getty, Mauritius